

Der Dichter des „großen Krieges“.

(Zum 300. Geburtstag von Andreas Gryphius.)

Der Weltkrieg, der Europa durchtobt, hat eine Flut des Leidens und Sterbens über die Menschheit ergossen, die an jene Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges gemahnt, und aus den Werken des schlesischen Poeten, aus der düster klingenden Melodie seiner Verse tönt uns nun ein verwandter Ton entgegen, die Klage über das Wüsten der Kriegsjahre, der mitfühlende Jammer mit allem Elend. Wir dürfen Andreas Gryphius den eigentlichen Dichter jenes „großen Krieges“ nennen, dessen farbenreiches Gemälde Ricarda Huch uns kurz vor Kriegsausbruch geschenkt hat. Gryphius hat in seinem Roman „Simplicius Simplicissimus“ die Wirren und das Grauen dieser Epoche realistisch geschildert, aber er gibt mehr das Stoffliche, während der Lyriker und Dramatiker Gryphius vollbringt, was dem selbst allzu tief in seiner Zeit stehenden Epiker versagt war: den Seelenton, das leidenschaftliche Empfinden für die nationale Unglück auszubringen. Die dumpfe Trauer und die tiefe Tragik, die auf dem deutschen Volke während des Dreißigjährigen Krieges und nachher lasteten, haben in seinen Dichtungen den stärksten, innerlich erlebtesten Ausdruck gefunden. Darum ist Gryphius der Dichter des Dreißigjährigen Krieges, und als solcher steht er uns heute eine besondere Teilnahme ein.

Gryphius hat, vor allem in seinen Gedichten, dem krummen furchtbaren Dulden seiner Zeit eine erschütternde und vielfach hinreichende Sprache verliehen. Ein dunkles Klagegedicht ist seine ganze Lyrik, ein ewiger Jammer um die Qualen der armen Erdenkinder, die in diesem trüben Dasein von Krieg, Tod und Pestilenz heimgeleitet werden. Das Elend der Umwelt hat ihm die Fähigkeit zu jeder Freude genommen. Sagt er doch selbst in seinem bekanntesten Gedicht, dem schönen Kirchenliede „Die Herrlichkeit der Erden, muß Rauch und Asche werden“:

„Ist eine Lust, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmerzen
Mit Herzens Angst vergällt?“

Jene Schreckensbilder, von denen er sich in seiner Jugend und Jünglingszeit umgeben sah, haben ihm die Vergänglichkeit alles Irdischen so lebendig vor die Seele gestellt, daß dieser Gedanke von der Stilleit alles Menschenseins wie ein dunkler Orgelpunkt durch alles klingt, was er gedichtet:

„Ist sind wir hoch und groß / und morgen schon vergraben:
Ist Blumen, morgen Rot / wir sind ein Wind, ein Schaum
Ein Nebel und ein Wad / ein Reiß, ein Tau! ein Schatten.
Ist was und morgen nichts / und was sind unfer Laten?
Als ein mit herber Angst durchaus vermischter Traum.“

Sein Gedicht ist eine Passionsblume, die auf dem Kirchhof aus Leichen und Moder erblüht. Sein Verhältnis zur Welt ist das des schauernden Abscheus. Latenlos ringt er in seinem innerlichen Schmerz die Hände und flüchtet sich in die Wüchertwelt eines vielwissenden Gelehrten, sehnt sich hinauf zu den Sternen, die er so wunderbar gefeiert, und findet Trost im Raucherleben der Leiden Christi.

Die Jugend von Gryphius ist selbst ein recht bezeichnender Abschnitt aus dem Leben, das dieser verhängnisvolle Krieg über Deutschland gebracht. Am 2. Oktober 1616 wurde er in Groß-Glogau in Schlesien geboren, und seine Mitbürger beabsichtigen jetzt eine besondere Ehrung des größten Sohnes der Stadt. Den Vater verlor er früh, vielleicht durch das Gift eines falschen Freundes. Die Mutter starb, nachdem sie wieder geheiratet, im zwölften Jahre des Sohnes, und nun muß er die Willkür des Stiefvaters erdulden, von dem er sagt: „Der hat der Güter Recht nicht dieblich mir entzogen und meinen Geist gekränkt und mich mit List betrogen!“ Der ältere Bruder, der ihm Trost und Hilfe gewesen, erliegt dem großen Sterben; auch eine Schwester verliert er; die Geliebte wird ihm von der Pest dahingerafft, und er erlebt den Untergang dreier Städte, in denen er seine Jugend verbracht, von Glogau, Freystadt und Freistadt, durch riesige Feuersbrünste. So wird der frühesten Anabe zwischen den graufigen Geipenstern des schwarzen Todes, zwischen dem schwebenden Qualm gefährlicher Brände und zwischen den Greneliaten einer entsetzten Soldateska zum Dichter, und im Febr. 1638, in „martialischer Naruh“ entsteht seine erste Dichtung, das lateinische Heldengedicht „Die Wut des Herodes“. Die Tränen der Habel, das mit seiner Ausmalung blutiger Greuel und widerlicher Grausamkeit, mit seinem klagenenden Pathos so recht ein Spiegelbild jener wüsten Zeit ist. Eine glückliche Periode brach für den vielgeprüften Jüngling an, als er, der Reisebegleiter einiger reicher junger Herren, auf weiten Reisen sein bereits gewaltiges Wissen

noch weiter ausbreiten konnte. Nach acht Wanderjahren fand er dann in der Heimat ein kurzes Eheglück und wirkte als Syndikus der Stände des Fürstentums Slogau segensreich für sein Vaterland, bis den noch nicht Achtunddierzigjährigen ein Schlaganfall jäh aus dem Leben riß.

In den langen Jahren des Reisens, da Welterschauung und das Studium einer hochentwickelten Bühnenkunst in Holland seinem Gesichtsfeld neue Nahrung gaben, sind die sechs wichtigsten Dramen von Gryphius entstanden. Seine Lyrik aber begleitet ihn durch sein ganzes Leben; sie läßt uns den tiefsten Einblick in sein Wesen tun, denn sie ist Gelegenheitspoesie im Goethe'schen Sinne, so tief und wahr erlebt, wie kaum noch eine andere Dichtung der Zeit; sie wird getragen von jener düstern Melancholie seines Wesens, die ihr etwas feierlich Gehaltendes, pathetisch Predigendes verleiht und sie nur selten in der Ausmalung der „Greuel der Verwüstung“ ins Niedrig-Graßliche herabfallen läßt. Die starke und leidenschaftliche Krümmung des Dichters, dieser „geistliche Panzer gegen die Rot des Lebens“ verleiht seinen Oden, seinen Sonett- und Feiertagssonetten ihre noch heute ergreifende seelische Innerlichkeit.

Den Lyriker Gryphius, diesen Bekenner von schwermütiger Schönheit und tiefster Weltüberwindung, haben Mit- und Nachwelt lange über dem Dramatiker vergessen, der ja freilich von viel größerer geschichtlicher Bedeutung ist. Denn in einer Zeit, da es in Deutschland keine Bühnen und kein Theaterpublikum gab, ist in ihm wieder die erste große dramatische Begabung erschienen. So schmälert es nur wenig seine Originalität, daß er in Form und Inhalt seiner Stücke von den großen Holländern seiner Zeit, vor allem von Vondel, abhängig ist. Auch der wird den rechten Maßstab für den eigentümlichen Gehalt seiner Werke nicht finden, der ihm, wie es so oft geschehen, mit Shakespeare vergleicht. Wohl scheint vieles, wie die in stolzer Wilderheit hinströmenden Monologe seiner tragischen Helden, die spitzfindig-geistreichen Klänge seiner Liebespaare, vor allem die Nachahmung des Kupelspiels aus dem „Sommer-nachström“ in seiner Komödie vom Herrn Peter Squens, dazu aufzufordern. Aber die ganze Stimmung ist eine andere. Shakespeares Welt ist bei dem deutschen Barockdichter durch die derbe niederländische Wille gesehen. Alles erscheint vergrößert und verdüstert in der schweren Dämmerung des damaligen deutschen Tages. So bei Shakespeare Freiheit herrscht, ist bei Gryphius Zwang, hier schöne Harmonie, dort düstere Wildheit, statt reinen Lichtes blutige Schatten. Und gerade wo dies gruselige Geipenstern zum wilden Anäuel sich halt, wie in dem heute noch genießbarsten Trauerspiel des Dichters, in dem frisch in das Leben seiner Gegenwart hineingreifenden Drama „Cardenio und Gelinde“, entfaltet sich am stärksten der großartige Schwung und die imponierende Kraft des deutschen Dichters. Auch im „Corolus Stuardus“ wagt er sich in das Leben der Gegenwart und schafft das erste politische Stück unserer Literatur. In dem toll-barocken Scherzspiel „Horribilicribrifax“ hat er das lebendigste Bild des Soldaten jener Zeit festgehalten, den prahlenden Haudegen mit seiner Sprachmengerel, seiner unflätigen Ausgelassenheit und seiner rohen Gewalttätigkeit. Die reißende Wüste seiner Dramatik aber, das einzige Bild, das auch heute noch ergreift und das Gustav Freytag mit Recht „das beste Lustspiel vor Leipzig“ genannt hat, ist das lebensdicke und empfindungsreiche Spiel „Die geliebte Dornrose“, das älteste Drama in schlesischem Dialekt, ein Vorklang Gerhart Hauptmann'scher Heimatsdichtung. Im tiefsten Elend der deutschen Kultur, in der unruhigsten Rede des verhängnisvollsten Krieges schloß hier ein echter Dichter Schönheit und Anmut aus jenem ewig sprudelnden, unversieglischen Born deutschen Wesens, aus den Tiefen des Volkes und seiner Dichtung.

Dr. P. L.

Kleines Feuilleton.

Das erste Konzert der Volksbühne.

Vor einer das Theater am Vilanplatz sich für sich erfüllenden Zuhörerschaft ertönte das Langgezogene zweiter Sinfonien, die zu den herrlichsten Gebilden deutscher Musik gehören.

Hätte Franz Schubert auch nicht weiter geschaffen als die unvollendete H-moll-Sinfonie, sie allein würde seinem Namen Unsterblichkeit gesichert haben. Er selbst sollte sie freilich nicht mehr vernemen. Aus ihrer Verschollenheit wurde sie erst 87 Jahre nach seinem Tode ans Licht gehoben. Beim Anhören dieser zwei Sätze werden wir in eine weltabgeschiedene Sphäre versetzt. Jemand in unerkennbar österreichischer Landschaft musiziert ein völlig traumverlorener Kunststimm nur ganz für sich. Wunderbar romantischer Zauber umfließt diese höchste Gluckseligkeit atmennden Melodien, in deren unlagbar schönen Klangwirkungen uns wie von ungefähr die leichten Schatten des Hornes oder der Klage fallen.

Es waren nicht weniger als fünf; die drei jungen Fräulein von Löbdala waren dabei, und die andern waren wohl Fremde, die auf dem Herrenhofe zu Besuch waren.

Jan schlug die Gitterporte weit zurück und trat zu den jungen Mädchen hinaus.

„Guten Tag, meine geehrten Hoffräulein!“ sagte er und nahm dabei seine Mütze so tief ab, daß sie fast die Erde berührte.

Die Fräulein blieben stehen und sahen zuerst etwas schüchtern drein; aber er brachte sie bald über die erste Verlegenheit weg.

Dann aber erklang ihr „guten Tag“ und „unser guter Kaiser“, und Jan sah deutlich, wie sehr sie sich über das Wiedersehen mit ihm freuten.

O nein, die jungen gnädigen Fräulein waren nicht wie Katrine und die anderen Leute in Astedalarne. Sie hatten gar nichts dagegen, wenn er von der Kaiserin erzählte. Sie fragten auch gleich, wie es ihr gehe, und ob sie nicht bald zu Hause erwartet werden könnte.

Dann fragten sie auch, ob sie nicht ins Haus hineingehen dürften, um zu sehen, wie es da aussehe. Und das brauchte Jan ihnen nicht zu verweigern, denn Katrine hielt das Häuschen immer äußerst sauber und ordentlich, da konnte jedermann, wer es auch immer sein mochte, zu Besuch kommen.

Als die jungen Gutsbesitzerstöchter in die Stube traten, verwunderten sie sich ja wohl ein bißchen, daß die große Kaiserin in einem so kleinen Raume aufgewachsen war. Und sie meinten, früher sei es ja immerhin noch angegangen, weil sie da daran gewöhnt gewesen sei, aber wie solle es nun werden, wenn sie jetzt zurückkomme? Ob sie dann hier bei den Eltern wohnen oder wieder nach Portugallien zurückkehren werde?

Jan hatte dasselbe auch schon gedacht und sich auch gesagt, Alara Gulla könne natürlich nicht in Astedalarne wohnen bleiben, da sie ja ein ganzes Reich zu regieren habe.

„Ja, die Kaiserin wird wohl wieder nach Portugallien zurückkehren,“ antwortete Jan auf die Fragen der jungen Fräulein.

„Dann werdet Ihr sie wohl dahin begleiten?“ fragte eines der jungen Mädchen.

Jan fühlte deutlich, daß es ihm viel lieber gewesen wäre, wenn er nicht danach gefragt worden wäre. Er gab dem Fräulein deshalb auch nicht gleich Antwort; aber das junge Mädchen ließ nicht locker.

Ungleich gewaltiger, weltumspannend, gigantisch, ertönt in Beethovens Eroica-Sinfonie schon das Heldenthema des ersten Satzes. Wir wissen ja, daß Beethoven seinen anderen denn Napoleon mit diesem Werke verherrlichen wollte: Napoleon, in dem er den Erfüller der großen französischen Revolution erblickte. Und wir wissen auch, wie Beethoven, als er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, zornig das Titelblatt zerriß. . . . So wurde denn der Mensch selbst als Kämpfer und Weltbewinger der Inhalt des Werkes. So läßt sich denn auch die jubelnde Kraft und Liebe wie das Bekenntnis wahrhafter Göttlichkeit des ganzen vollen Menschen, worin die Musik der Schlusssätze ausklingt, erklären.

Beiden Schöpfungen wurde durch das Philharmonische Orchester eine in höchsten Regionen gehobene künstlerische Wiedergabe zuteil. Mit seltener Eindringlichkeit, die sogar bis für die Holzblasinstrumente meist unerreichbar scheinenden Pianissimo wunderzart erglänzte, schaffte Leo Blech alle Schönheiten an den Tag. „So feiern wir“, mit Wagner zu sprechen, Beethoven, „den großen Bahnbrecher in der Bildung des entarteten Paradieses würdig — nicht minder würdig als die Siege deutscher Tapferkeit: denn dem Weltbeglückter gehört der Rang noch vor dem Weltzerberber.“

ok.

Kammerspiele: „Jonathans Töchter“.

Als Satire auf die modernen Kurzweilchen, die den Mann zum Stiefelnecht machen und die Ehescheidung als Gesellschaftssport betreiben, wäre dieses burleske Lustspiel aus dem New Yorker 5. Avenue-Leben so lächelnd. . . . Wenn nicht eben ihr Verfall, Langdon Mitchell, sein Publikum nur durch wichtige Klauerei und groteske Einfälle unterhalten und daneben auch noch erzieherisch einwirken wollte. Er bleibt so im Rahmen uneres etwas amerikanisch aufgemachten Gesellschaftsstücks, in dem die Lebensschichten sich über sich selbst amüsieren.

Eine Erziehung zur Ehe durch die Scheidung ist die Tendenz dieser Unterhaltlichkeit (wenn in solchem Zusammenhang von Tendenz geredet werden darf). Die Ehe der Cynthia Karlisle war zu früh geschlossen und die etwas breit geiponnenen vier Alte dienen dazu, sie wieder einzutreten. Die Methoden sind etwas im Stil der amerikanischen Groteskromik. Cynthia, die die Kontraste liebt, will in der Eheloterie mit dem langweiligsten Ehrbarheits- und Geschäftspolitiker probieren. Aber am Tage der neuen Trauung läßt sie sich lieber von einem Frauenjäger zum Nennen entführen und läuft im letzten Moment vor der wiederholt aufgeschobenen Trauung in die Wohnung des früheren Gatten, den sie immer noch liebt und vor den Reizen einer Konkurrentin bewahren will.

Diese Konkurrentin ist auch eine geschiedene Frau und der Humor besteht darin, daß sie die geschiedene Frau des neuen Ehegatten der Witwe Karlisle ist, und daß dieses Vierblatt in aller Form miteinander verkehrt, als ob das das Selbstverständliche von der Welt wäre. Für die Moral dieser Gesellschaftsbeziehung ist es auch, wie ein englischer Frauenjäger fünf Minuten, nachdem er in den Ehescheidungs salon eingeführt ist, beiden Frauen gleichzeitig den Hof macht und schließlich die eine nur nimmt, weil die andere zu ihrem ehemaligen Gatten zurückkehrt. (Diese etwas komplizierten Verhältnisse würden am besten durch mathematische Formeln ausgedrückt.) Das Niveau dieser Welt ist im übrigen ganz — europäisch: Pferde, Sport, Weiber machen ihren Inhalt aus. Recht ergötzlich werden die kosteten Künste der zweiten Eheschiedenen vorgeführt, die mit souveräner Kühle das Männerfangen als Sport und die Ehescheidung als Kunst betreibt, wie sie — ganz liebes-ökonomisch dieselben Rhythmen gegenüber ihren Opfern repetiert.

Karl Heine hatte als Regisseur das spezifisch Amerikanische wirksam herausgearbeitet, nur zu lang gedieh die Sache noch. Jonathans Töchter, d. h. die amerikanischen upper ten Herren, wurden durch Johanna Terwin, die eine temperamentvolle und tafeltenartig loschießende Cynthia war, und Hermine Körner als große Liebesportkünstlerin aufs allerbeste vertreten. Urfomisch war Werner Krauß als amerikanischer Spieler und Krottel, voll feder Draufgänger Eugen Key. Erfolgreich war es, Wajmann einmal wieder in einer ernsthafteren Rolle zu sehen.

Notizen.

— Theaterchronik. In der Volksbühne findet am Freitag die Erstaufführung von Gorkis „Nachtajl“, neu-einstudiert von Winterstein, statt.

— Märchen mit Lichtbildern. Am Mittwoch, den 4. Oktober, nachmittags 4 Uhr, veranstaltet die Gesellschaft für Volksbildung im Theateraal Invalidenstr. 57/52 einen Kinder-nachmittag. Eintritt 50 Pf.

88]

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wärrland von Selma Lagerlöf.
Katrine sagte gerade heraus, sie wolle nichts davon hören, daß Alara Gulla Kaiserin geworden sei. Und Jan dachte, alles in allem genommen sei es vielleicht am besten, ihr in diesem Stück zu willfahren.

Aber für den, der jeden Vormittag an die Schiffslände hinunterging, wo er von allen, die auf das Schiff warteten, umgeben war und bei jedem Sah als Kaiser angerebet wurde, war es selbstverständlich nicht leicht, diese ganze Hoheit abzulegen, sobald er den Fuß über die Schwelle seines eigenen Hauses setzte. Nein, gar oft mußte er gegen die Versuchung ankämpfen, wenn er für Katrine Holz herbeischaffte oder Wasser holte und überdies von ihr Worte hören mußte, als sei es rückwärts mit einem gegangenen anstatt vorwärts.

Und wenn sich Katrine damit begnügt hätte, so wäre es ja immer noch angegangen; aber sie besaß sich auch, weil er nicht mehr wie früher seiner Arbeit nachgehen wollte. Aber wenn sie mit so etwas daherkam, stellte er sich vollständig taub. Er wußte ja, die Kaiserin von Portugallien würde ihm so viel Geld schiden, daß er es nie mehr nötig hatte, seine Arbeitskleider anzuziehen. Er hätte gerabezu ein Unrecht gegen die Kaiserin von Portugallien begangen, wenn er Katrine in diesem Punkt nachgegeben hätte.

An einem Nachmittage der letzten Augusttage sah Jan auf der Stufe vor der Haustür und rauchte aus einer kleinen Pfeife, als aus dem Walde junge Stimmen an sein Ohr schlugen und er helle Kleider zwischen den Bäumen herbor-schimmern sah.

Katrine war in das Birkenwäldchen gegangen, um Reifig zu einem Wesen zu schneiden; aber ehe sie ging, hatte sie noch gesagt, von nun an würden sie es wohl anders einrichten müssen, sie werde nach Halla gehen und schoren, dann könne er ja daheim bleiben und das Essen kochen und die Kleider flicken, weil er jetzt zu vornehm geworden sei, um bei andern zu arbeiten.

Er hatte ihr kein Wort erwidert, aber ihre Reden waren ihm doch sehr nahe gegangen, und so war er recht froh, als jetzt seine Gedanken von etwas anderem in Anspruch genommen wurden. So rasch er konnte, holte er seine Kaiser-mütze und den Stock mit dem silbernen Knopf, und er kam gerade noch zur rechten Zeit bei der Gitterpforte an, als die jungen Mädchen vorbeingingen.

„Ihr wißt vielleicht noch nicht, wie es werden wird?“ fragte sie wieder.

Doch das wußte Jan schon; aber er war sich noch nicht klar darüber, wie die Leute seinen Entschluß aufnehmen würden. Sie würden diesen Entschluß vielleicht von einem Kaiser nicht ganz richtig finden.

„Nein, ich werde wohl daheim bleiben,“ sagte er nun. „Denn seht, ich kann Katrine nicht allein lassen, das geht nicht.“

„Ach so, Katrine reißt also nicht mit?“

„Nein, Katrine könnte wohl nicht dazu gebracht werden, ihr Haus zu verlassen. Und ich werde bei ihr bleiben. Seht, wenn man jemand Treue geschworen hat in Freud und Leid!“

„Ja, dieses Gelübde darf man nicht brechen, das verstehe ich sehr gut,“ sagte das gnädige Fräulein, das sich am eifrigsten nach allem erkundigt hatte. „Habt ihr es gehört, ihr andern?“ rief sie den übrigen Fräulein zu. „Jan will seine Frau nicht verlassen, obgleich ihn die Herrlichkeit von ganz Portugallien lockt.“

Und wie merkwürdig! Alle miteinander freuten sich über das, was er ausgesprochen hatte. Sie klopfen ihm auf die Schulter und sagten, das sei recht von ihm. Das sei ein gutes Zeichen, sagten sie. Es sei noch nicht aus mit dem alten braven Jan Andersson in Ekrolyda.

Jan verstand nicht recht, was sie damit meinen konnten. Aber sie freuten sich wohl, weil sie ihn ja dann im Dorfe behalten durften.

Dann verabschiedeten sich die Fräulein und gingen auch gleich darauf weiter. Sie sagten, sie seien auf dem Weg nach dem Dubnäser Hüttenwerk, wo heute Gesellschaft sei.

Aber siehe! sie waren kaum gegangen, da kam Katrine herein. Sie mußte dicht vor der Tür gestanden und gewartet haben. Sie hatte wohl nicht zu den fremden Gästen herein-kommen wollen; aber wie lange sie da draußen gestanden und wieviel sie von dem Gespräch mit angehört hatte, das konnte niemand wissen.

Aber wie es sich auch verhalten mochte, jedenfalls sah sie freundlicher und zufriedener aus, als es seit lange der Fall gewesen war.

„Du bist ein kompletter Narr,“ sagte sie. „Und ich möchte wissen, was andere Frauen sagen würden, wenn sie so einen Mann hätten. Aber es war doch gut von dir, daß du gesagt hast, du wollest mich nicht verlassen.“

(Fortf. folgt.)

